

Die Gleichheit.

Beitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen.

Herausgegeben von Emma Ihrer in Velden (Marf).

Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfennig, durch die Post (eingetragen unter No. 2600) vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pf.; unter Kreuzband 85 Pf. Inzeratenpreis die zweispaltige Petitzeile 20 Pf.

Stuttgart
Mittwoch, den 24. Januar
1894.

Zuschriften an die Redaktion der „Gleichheit“ sind zu richten an Fr. Clara Zetkin (Eigener), Stuttgart, Rothebühl-Strasse 147, IV. Die Expedition befindet sich in Stuttgart, Furtwängler-Strasse 12.

Genossinnen, gedenkt des Berliner Agitationsfonds!

Zwei Arten Nothleidender.

i- Die nothleidende Landwirthschaft! Die armen Krautjunker und Barone! Der arme Herr v. Mantouff, der unglückliche Herr v. Kardorff, der bejammernswerthe Herr Plöb, Vorsitzender des Bundes der Landwirthe! Die armen, armen Großgrundbesitzer!

Seht doch die bittenden Latifundienbesitzer an! Frieren sie nicht — in ihren warmen Biberpelzen, in ihren großartigen Palästen, die mit allen Luxus Einrichtungen der Neuzeit versehen sind? Hungert sie nicht — nach den üppigen Mahlzeiten, die sie tagtäglich halten? Dürstet sie nicht — nach den vielen Flaschen Champagner, die sie leeren? O dieser armen Hungernden und Darbenden, o dieser armen Nothleidenden! Sie verprassen in einem Tag, sie vergeuden in einer Nacht die Arbeit von Hunderten ihrer Knechte und Tagelöhner. Aber seht nur, wie sie im Reichstage auftreten, diese Magnaten, diese Zuckersabrikanten und Schnapsbrenner. Wie sie da jammern und wehklagen! Wie sie sich geberden, als ob ihre Lage schlimmer wäre, als die des letzten ihrer Knechte. Und die Regierung, Kanzler und Minister, hat ein offenes Ohr, ein verständnißreiches Herz und eine zart mitleidende Seele für diese Klagen und für dieses heuchlerische Jammergeheul. Sie bemitleidet die Herren Agrarier, sie tröstet sie und — was die Hauptsache ist — sie berücksichtigt am meisten ihre Interessen. In Preußen hat ihnen erst kürzlich Miquel viele Millionen an Grundsteuer geschenkt, und jetzt, wo neue Steuern für das Reich geschaffen werden sollen, da fürchtet die Regierung mehr als eine Todsfünde, die Agrarier etwas zu der Steuerlast heranzuziehen. Eher wirft sie Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen auf Pflaster, eher belastet sie noch schwerer das ausgebeutete arbeitende Volk, das seine Bürde auch jetzt schon kaum zu tragen vermag. Die Liebesgaben dagegen, die sie den schnapsbrennenden Agrariern gemacht hat, die dürfen nicht um einen Deut gekürzt werden. Dem armen Volk die Tabaksteuer, den Agrariern die Liebesgaben. Dem armen Volk werden Millionen genommen, den reichen Großgrundbesitzern werden Millionen geschenkt.

„Hat man viel, so wird man bald
Noch viel mehr dazu bekommen,
Wer nur wenig hat, dem wird
Auch das Wenige genommen.“

Wenn du aber gar nichts hast,
Ach, so lasse dich begraben —
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur, die etwas haben.“

Ein Viertel des gesammten deutschen landwirthschaftlich benutzten Landes gehört den Großgrundbesitzern, denjenigen, die über 100 Hektar Land ihr eigen nennen. In Preußen bildet der große Grundbesitz sogar ein Drittel der Bodenfläche, in Ostpreußen 38,6 Prozent, in Westpreußen 47,1 Prozent, in Posen 55,3 Prozent, in Pommern 57,4 Prozent. Da stehen sie nun, die reichen Gutsbesitzer, deren Vermögen sich auf Hunderttausende, ja auf Millionen

beläuft. Sie sind mit ihrem Besitze nicht zufrieden, sie schreien laut um Hilfe, sie betteln den Staat an, denn es scheint ihnen, daß sich ihr Reichthum nicht schnell genug vermehrt. Aber neben ihnen giebt es eine große Menge armer Bauern, die nichts zu essen haben, und die unter dem Druck der kapitalistischen Großgrundbesitzer leiden. Auf einen Großgrundbesitzer kommen im Deutschen Reich 174 Kleinbauern, davon 88, die nicht einmal im Besitze von einem Hektar sind, ländliche Proletarier, die sich in der Nothlage befinden, ihre Arbeitskraft den kapitalistischen Gutsbesitzern um einen Spottpreis verkaufen zu müssen. Diese proletarischen Parzellenbesitzer bilden mit Weib und Kind eine Bevölkerung von zehn Millionen Köpfen. Die zehn Millionen bäuerliche Proletarier und Proletarierinnen Deutschlands führen ein elendes Leben, fast ein noch elenderes, als die industrielle Arbeiterschaft. Mancher Viehstall der „nothleidenden“ Herren Agrarier ist besser eingerichtet, als die Wohnungen dieser „Bauern“, gar mancher Hund erhält von seinem „nothleidenden“ Herrn eine bessere Pflege, als wie sie sich diese Menschenkinder angeeignen lassen können. Sich von Kartoffeln nährend arbeiten sie vom frühen Morgen bis in den späten Abend im Dienste ihres Herrn, des „nothleidenden“ Großgrundbesitzers. Für sie hat der Arbeitstag keine Grenzen, für sie giebt es keine Arbeiterschutzesetze, nicht einmal für Frauen oder für Kinder. Groß und Klein schindet und radert sich sein Leben lang ab für den reichen Großgrundbesitzer. Von dem Augenblick an, wo sich die Leute dem Gutsbesitzer vermieten oder zu ihm in Tagewerk gehen, werden sie zu seinen Sklaven, die er züchtigen, die er prügeln kann, die er schwerer maltrahiren darf als seine Pferde und Hunde, denn da, wo die Arbeiterschutzesetze ihre Kraft verlieren, gelten Gesetze zum Schutze der Thiere. Und der Lohn für diese über alles Maß hinausgehende angestrengte Thätigkeit, für dieses Hundeleben besteht in ein paar Pfennigen, von denen obendrein noch der Staat einen großen Theil wegnimmt in Gestalt von Steuern. Die armen landwirthschaftlichen Arbeiter und Arbeiterinnen haben oft nicht einmal das Geld, um sich Salz zu kaufen zu ihren Kartoffeln. Sie leiden wirklich Noth, Noth und Elend. Sie leiden Noth, weil sie auf das Unverschämteste von den Gutsbesitzern ausgebeutet werden, die sich offiziell als „Nothleidende“ geberden. Allein für sie, für die Ausgebeuteten und durch den Kapitalismus ins Elend Gefürzten hat die kapitalistische Regierung kein Ohr und kein Herz, und keinen Pfennig Geld. Seit Jahren schon herrscht in Europa eine Geschäftsstockung. In den letzten Jahren hat sie sich in Deutschland besonders fühlbar gemacht. Zahlreiche Arbeiter und Arbeiterinnen sind arbeitslos, haben keinen Verdienst, folglich kein Unterkommen in der winterlichen Kälte und keinen Dissen Brot. Massenweise verlassen Bauern und Arbeiter das Deutsche Reich und suchen jenseits des Ozeans eine Heimath, weil sie im Vaterlande nicht mehr menschenwürdig leben können. In den Jahren 1889 und 1890 sind zusammen 193 173 Personen ausgewandert, 1891 und 1892 aber zusammen 236 428, also um 43 255 Personen, das ist um 22 Prozent

mehr. 1889 kehrten 1,97 Prozent der Bevölkerung Deutschland den Rücken, 1892 dagegen 2,31 Prozent. Als aber die Sozialdemokratie im Reichstag den Nothstand der arbeitenden Bevölkerung zur Sprache brachte, was antworteten die Vertreter des Kapitalismus, was antwortete die kapitalistische Regierung? „Es giebt keinen Nothstand!“ Wenn aber dagegen die lieutenantsmäßig schnarrende Stimme eines schnapsbrennenden Junkers sich erhebt: „eine Liebesgabe für den nothleidenden Agrarier, oder . . .!“ da macht die Regierung eine tiefe Verbeugung: „Sie entschuldigen, gnädiger Herr! Ihr Leid geht uns sehr zu Herzen, aber Sie müssen sich gedulden, bis wir aus der Kanaille, aus dem Pöbel noch mehr Steuern ausgepreßt haben, so daß wir Ihre billigen Wünsche befriedigen können.“ In Sekt und Auktern schlemmende Großgrundbesitzer einerseits und an dem Nothwendigsten Mangel leidende Zwergbauern und Arbeiter andererseits, dies zwei Arten Nothleidender, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Und Liebesgaben den Einen, Mehrbelastung mit Steuern den Anderen, dies die Haltung der Regierung ihnen gegenüber. Das Traurigste und zugleich das Lächerliche an der Sache aber ist, daß die Agrarier gar nicht im Stande wären, ihre Interessen im Reichstage zu vertreten, wenn sie nicht Reichstagsmandate erhalten hätten von den Bauern und Landarbeitern, von denselben Bauern und Landarbeitern, die sie durch ihre Konkurrenz zu Grunde richten, auf das Schlimmste ausbeuten und im Reichstage seit Jahrzehnten auf Schritt und Tritt verrathen. Das werththätige Volk, auf dem Land und in der Stadt, das Kapitalisten — Fabrikanten, Jobber oder Großgrundbesitzer — zu seinen parlamentarischen Vertretern wählt, wird dadurch zu seinem eigenen Henker.

Die Regierung aber schmeichelt den Kapitalisten, den agrarischen, wie denen anderer Art, weil sie ihrer bedarf. Sie appellirt an sie als an die Stützen der Gesellschaft. Sie zeigt dadurch, daß sie nicht durch das Volk, sondern nur gegen das Volk regieren kann. Deshalb muß sie auch die wirtschaftliche Unterdrückung des Volkes aufrecht erhalten. Diese Unterdrückung zusammen mit dem Militarismus macht ihre Stärke aus. Doch von dem Augenblick an, wo das Proletariat organisiert auftritt und seine eigenen politischen Vertreter wählt, da schwindet allmählig unter dem Drucke dieser Bewegung die politische Macht des Kapitalismus und mit ihr die Gewalt der Regierung. Und schon beschäftigt sich das Proletariat als diese organisierte politische Macht, schon klopft es an die Thore des Klassenstaates und fordert für alle Ausgebeuteten, Unterdrückten und Nothleidenden ihr Recht. Die Zeit wird kommen, wo es der darbenenden werththätigen Bevölkerung des platten Landes zu ihrem Recht verhilft und den Herren Agrariern zu dem ihrigen. Freilich dürfte dieses Recht nicht nach den Herzen der Herren von Ikenplig, Köckeritz und ihrer „Erwerbsgenossen“ sein.

Arbeiterinnen-Bewegung.

— In der Zeit vom 18. Dezember 1893 bis 15. Januar a. c. fanden öffentliche Versammlungen statt in: Berlin, öffentliche Versammlung der Arbeiter und Arbeiterinnen, sowie des Komptoir-Personals und der Direktion der deutschen Gasglühlicht-Aktiengesellschaft: „Kapitaleinkommen und Arbeitslöhne der Gasglühlicht-Aktiengesellschaft“ (Genosse Räther); Cünersdorf, öffentliche Versammlung für Frauen und Männer: „Die wirtschaftliche Lage der Besitzenden gegenüber den Besitzlosen“ (Genossin Eichhorn); Dresden, öffentliche Versammlung für Frauen und Männer: „Bericht vom Kölner Parteitag“ (Genossin Eichhorn, Genosse Lenninger); Groß-Drilla, öffentliche Versammlung für Frauen und Männer: „Die Frau in der Vergangenheit und Gegenwart“ (Genossin Eichhorn); Leipzig, öffentliche Versammlung, einberufen vom Bildungsverein für Frauen und Mädchen: „Direkte und indirekte Steuern“ (Genosse Rauh); Löbtau, öffentliche Versammlung für Frauen und Männer: „Die wirtschaftliche und soziale Lage der Frau“ (Genossin Zink); Mannheim, öffentliche Versammlung, einberufen vom Verein sozialistischer Frauen und Mädchen: „Das Christenthum ist nicht aus dem Judenthum, sondern aus dem Buddhismus entstanden“ (Genosse Dr. Rüd); Nürnberg, öffentliche Arbeiterinnen-Versammlung: „Die Bestrebungen der bürgerlichen Frauen und die Interessen der Arbeiterinnen“ (Genossin Rohrlach). — Die Vorstandschaft des Vereins der bürgerlichen Frauenrechtlerinnen „Frauenwohl“ war zu dieser Versammlung eingeladen

worden, theilte aber mit, daß in einer Ausschlußsitzung beschlossen wurde, der Aufforderung nicht Folge zu leisten. Gründe dieses Beschlusses waren nicht angegeben. — Reinickendorf, Volksversammlung: „Die kapitalistische Zivilisation in Deutschland“ (Genossin Baader); Treptow, öffentliche Volksversammlung: „Die Grundzüge und Forderungen der Sozialdemokratie (Reichstagsabgeordneter Zubeil); Ulm, öffentliche Versammlung für Männer und Frauen: „Die Frau in der Industrie und die Folgen ihrer Thätigkeit darauf“ (Genossin Zettin).

— Vereinsversammlungen fanden in der nämlichen Zeit statt in: Barmbeck, Mitgliederversammlung des Verbandes der Fabrik-, Land-, Hilfsarbeiter und Arbeiterinnen: „Frauenunterdrückung, Frauenkultus und Frauenrecht“ (Genossin Räther); Berlin, Mitgliederversammlung des Verbandes der in Holzbearbeitungsfabriken oder auf Holzplätzen beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen: „Rassenbericht, Thätigkeitsbericht; Mitgliederversammlung des Frauen- und Mädchenbildungsvereins: „Geistige Knechtschaft“ (Genosse Dr. Pinn); Hamburg, Mitgliederversammlung der in der Kürschnerbranche beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen: „Die Arbeitslosigkeit und ihre Ursachen“ (Genosse Lorenz); Harburg, Mitgliederversammlung des Verbandes der Fabrik-, Land-, Hilfsarbeiter und Arbeiterinnen: „Der Kampf ums Dasein“ (Genosse Lorenz); Mainz, Mitgliederversammlung des Frauen- und Mädchenvereins: „Die Entwicklung der Erde und des Menschengeschlechts“ (Genosse Kurz); München, zwei Mitgliederversammlungen des Bildungsvereins für Frauen und Mädchen: 1. „Die Emanzipation der Frau“ (Genosse Krause), 2. „Der Darwinismus“ (Genosse Heiselmeyer); Striesen, Mitgliederversammlung der Gewerkschaft der Gärtner: „Die wirtschaftliche Lage der Besitzenden gegenüber den Besitzlosen“ (Genossin Eichhorn).

— Mannheim. Seit dem Sommer 1893 besteht hier am Orte außer dem Verein sozialistischer Frauen und Mädchen noch der proletarische Frauenverein „Einigkeit“. Die erstgenannte Organisation hatte in der Schwefinger Vorstadt etwa 53 Mitglieder, d. h. etwa ein Drittel ihres gesammten Mitgliederbestandes. Die Genossinnen der Schwefinger Vorstadt stellten den Antrag, daselbst eine Filiale des Vereins zu gründen, und zwar 1. um die Agitation besser betreiben und mehr Mitglieder gewinnen zu können, und 2. um den Mitgliedern den sehr weiten Weg nach der Stadt zu ersparen. Dieser Antrag ward angenommen. In Folge verschiedener Umstände zogen es jedoch die Schwefinger Genossinnen später vor, aus dem Verein der sozialistischen Frauen und Mädchen auszutreten und eine eigene Organisation zu begründen, die „Einigkeit“. Der Verein „Einigkeit“ schloß sich der Zentralisation der Gewerkschaften an, weil er überzeugt ist, dadurch eine größere Betheiligung der Mannheimer Proletarierinnen an der allgemeinen Arbeiterbewegung herbeiführen zu können. Der Verein verfolgt jedoch keineswegs die Ziele der Nichtals-Gewerkschaftler, er steht voll und ganz auf dem Boden des sozialdemokratischen Programms und sucht seine Mitglieder ebensoviel aufzuklären über wirtschaftliche, als über sozialpolitische Fragen und alle Vorgänge des öffentlichen Lebens. Der Verein erkennt keinen Gegensatz zwischen der politischen und gewerkschaftlichen Bewegung an und ist überzeugt, daß beide einander ergänzen und in die Hände arbeiten müssen zum Zwecke der endgültigen Befreiung des Proletariats vom Joche des Kapitalismus. Die Mitglieder der jungen Organisation sind vom besten Geiste besetzt und eifrig bemüht, durch persönliche Agitation und durch die Thätigkeit des Vereins immer mehr von den Lohnslavinnen Mannheims für die Ideen des Sozialismus zu gewinnen. Bis jetzt dürfen sie mit Befriedigung auf den Erfolg ihrer Bestrebungen zurückblicken.

— München. In der letzten Generalversammlung des Bildungsvereins für die Frauen und Mädchen Münchens erhielten aus dem erstatteten Rassen- und Vorstandsbericht die guten Fortschritte, welche die Organisation gemacht hat. Dem Verein verblieb ein Rassenbestand von ca. 150 Marl, was als ein sehr günstiges Resultat bezeichnet werden muß, da für das Zustandekommen einer Bibliothek, für aufklärende Vorträge und zu Agitationszwecken verhältnismäßig bedeutende Mittel aufgewendet worden sind. Die Mitgliederzahl betrug 168 (sie ist seitdem auf 176 gestiegen). In dem Vorstandsbericht wurde hervorgehoben, daß der Verein eine sehr umfangreiche Thätigkeit entfaltet hat und daß die Mitglieder eine große Opferwilligkeit, Ueberzeugungstreue und Mühigkeit an den Tag legten. Die Generalversammlung beschloß, die „Einigkeit“ obligatorisch einzuführen. Bei der erfolgten Vorstandswahl lehnte die bisherige Vorsitzende aus verschiedenen Gründen ihre Wiederwahl entschieden ab und empfahl, den Vorstand durchweg mit neuen Mitgliedern zu besetzen, weil dadurch weitere Genossinnen mit der Führung der Organisationsgeschäfte vertraut würden. Aus der Wahl gingen als Mitglieder des Ausschusses hervor die Genossinnen Geiseler und Weber als erste und zweite Vorsitzende,

Gimbl und Noller als erste und zweite Kassirerin, Futterer als Schriftführerin und Hiedl und Bauer als Revisorinnen. Der Verein wird auch im neuen Jahre mit aller Begeisterung und Opferfreudigkeit darnach streben, das weibliche Proletariat Münchens über seine Lage aufzuklären und in Reih und Glied der Sozialdemokratie zu führen.

B. U.

— Fürth. Die fürsichtige und neunmalweise Versammlungspolizei der Stadt Fürth hat Bayern und Deutschland gerettet. Anfang Januar sollte Genossin Kohlrad aus Berlin in einer öffentlichen Arbeiterinnenversammlung über das Thema referieren: „Die Arbeiterinnen im Kampfe mit dem Kapitalismus“. Diese Versammlung wurde auf Grund des bayerischen Vereinsgesetzes, Art. 15, verboten. Als Gründe für die Maßregel wurden angegeben: 1. Die Einberufung ist eine eifrige Anhängerin und Förderin sozialdemokratischer Bestrebungen; Frau Kohlrad ist eine notorische sozialdemokratische Agitatorin. 2. Unter solchen Umständen ist mit hinreichender Sicherheit „anzunehmen“, daß bei Behandlung dieser Tagesordnung mehr oder minder auf das Gebiet der sogenannten politischen Angelegenheiten übergegriffen wird. 3. Fragliche Versammlung muß an sich schon als eine sogenannte politische erachtet werden. 4. Dieselbe hat als die eines politischen Vereins insofern zu gelten, als sie unzweifelhaft als von der sozialdemokratischen Partei veranstaltet angesehen werden muß. 5. Die Teilnahme an solchen Versammlungen ist Frauenpersonen und Minderjährigen verboten. — Man sieht, daß für die Polizei Gründe so billig sind wie Brombeeren, und daß sie in der Kunst des Prophezeiendens jeder alten Kartenschlägerin über ist: vermag sie ja aus dem bloßen Namen Kohlrad mit „hinreichender Sicherheit“ vorauszusagen, welcher Art die Behandlung des Themas sein wird, und daß die Rednerin auf „das Gebiet der sogenannten politischen Angelegenheiten übergreifen wird“. Der behördlichen Kunst des Wahrsagens steht ebenbürtig zur Seite die Taschenspielerfingerfertigkeit, mit welcher eine Arbeiterfrau zu einem politischen Verein und dann zu einer Partei umgeprägt wird. Die Einberufung der Versammlung wird natürlich Beschwerde gegen das Verbot erheben, und die romantisch-gruselige Kunst der Behörden wird sich wieder einmal entpuppen als ganz gewöhnlicher Kniff, die Frauen des Proletariats abseits vom Kampfe ihrer Klasse zu halten. Freilich werden die Herren bald genug einsehen müssen, daß alle Liebesmühe umsonst ist, die Logik der Thatsachen wirkt zwingender als alle Polizeiknäppel und Juristentisteleien der Welt.

Madame Roland.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Madame Roland lebte mit ihrem Gatten nacheinander in Amiens, Villefranche, Lyon und auf dem Landgütlein der Familie, dem Clos de la Platière, das nicht weit von der letztgenannten Stadt gelegen ist. In Amiens ward der Familie das einzige Kind, eine Tochter, geboren. Madame Roland erfüllte ihre Mutterpflichten in ausgezeichnete Weise, sie war eine vernünftige und liebevolle Erzieherin ihrer Tochter, welche leider keine der Geistesgaben der Mutter geerbt hatte. Der Sitte der Zeit entgegen, aber den Rousseau'schen Ansichten entsprechend, nährte Madame Roland das Kind selbst, obgleich dies für sie mit großen Schmerzen verbunden war.

Ihrem Gatten war Madame Roland im vollsten und edelsten Sinne des Wortes eine Gehilfin. Sie nahm an all seinen Studien und Arbeiten Theil, so trocken die letzteren auch waren, da sie in Abhandlungen über industrielle und finanzielle Fragen bestanden. Sie war es zumeist, welche das Material dafür sichtete, zusammenstellte und die Manuskripte abschrieb. Dem alternenden Gatten war sie außerdem eine aufmerksame und zärtliche Pflegerin. Obgleich sie durchaus nicht für Küchen- und Hausarbeit schwärmte und sich lieber geistig beschäftigte, so kochte sie doch selbst Roland die Mahlzeiten, weil der kränkliche Mann einer sorgfältig zubereiteten Kost bedurfte. Roland gewöhnte sich so an die Mitarbeit und Pflege seiner Frau, daß er auch nicht eine vorübergehende Trennung von ihr ertragen konnte. So begleitete sie ihn auf seinen Reisen nach der Schweiz und nach England, von wo sie eine Fülle neuer Anregungen mit nach Hause brachte; so begleitete sie ihn später nach Paris, als er von der Stadt Lyon nach dort gesendet wurde.

Die nämliche Frau, welche sich mit dem Gatten zusammen in das Studium der Historiker, der politischen und ökonomischen Schriftsteller vertiefte, welche mit ihm und für ihn arbeitete, welche im Kreise der Männer an Erörterungen über die höchsten Probleme Theil nahm, stand dem Hauswesen in unsichtbarer Weise vor. Im Clos de la Platière, ihrem „Laudenschlag“, wie sie das Landhaus nennt, griff sie nicht nur bei den häuslichen Arbeiten wacker zu, sondern auch bei den landwirthschaftlichen Beschäftigungen, welche das Leben auf dem

Lande mit sich bringt. Daneben fand sie noch Zeit, die Kranken des Dorfschens zu besuchen und bei ihnen die Rolle des Arztes und Apothekers zu spielen, denn sie hatte sich u. a. auch mit medizinischen Studien beschäftigt.

In den Jahren, welche dem Ausbruch der großen Revolution vorausgingen, befreundete sich Madame Roland innig mit mehreren jungen Freunden ihres Mannes, mit Panthenas, Champagnon, Bosc und Bancel des Jffarts. Sie alle schwärmten ebenso wie das Roland'sche Ehepaar für die allgemeine Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, deren Verwirklichung sie von einer idealen Republik erwarteten. Der Einfluß, den Madame Roland auf die jungen Leute ausübte, war stark und nachhaltig, und es ist nur erklärlich, daß der Eine und Andere von ihnen mit seinen Gefühlen für die geniale, charakterstarke und schöne Frau nicht bei einer ruhigen Freundschaft stehen blieb. Allein Madame Roland verstand mit seinem Takt, das Verhältniß zu den Freunden innerhalb des Rahmens einer hohen, reinen Kameradschaft zu halten, die Gefühle der Schwärmerei für ihre Person zu verdrängen durch eine begeisterte Hingabe an die Sache des Vaterlandes, der Republik, der Revolution. Die Gleichartigkeit der Gesinnung und des Strebens verband sie mit den Freunden und diese blieben ihr — mit einer einzigen Ausnahme — bis zum Tode, ja über das Grab hinaus in treuer Anhänglichkeit zugethan.

Das Wetterleuchten, welches dem gewaltigen Gewitter der Revolution vorausging, warf seinen Schein bis in das ruhige, idyllische Landleben vom Clos de la Platière. Mit fieberhafter Aufmerksamkeit verfolgte der kleine Freundeskreis, dessen Seele die bedeutende Frau war, jedes Anzeichen, welches auf das Nahen der Revolution hindeutete, von deren Unvermeidlichkeit man überzeugt war, und von welcher man eine „Wiedergeburt der Menschheit“ erwartete. Der Fall der Bastille (14. Juli 1789) erweckte im Clos de la Platière ungeheure Begeisterung und überschwängliche Hoffnungen. Frau Roland, ihr Gatte, ihre Freunde ließen sich mit Feuereifer anlegen, die Landbevölkerung der Gegend mit revolutionärem Geist zu erfüllen. Roland's Ruf als eines „Patrioten“, so nannten sich damals die Anhänger einer Umgestaltung der Verhältnisse, verbreitete und befestigte sich.

Bald darauf trat Madame Roland zum ersten Male — wenn auch noch anonym — an die Öffentlichkeit. 1790, am Jahrestage der Erstürmung der Bastille, wurde in Lyon, wie in Paris und anderwärts, ein großartiges Verbrüderungsfest des Volks gefeiert, zu welchem die Abgeordneten der Nationalgarde aus einem großen Theil Frankreichs erschienen. Madame Roland wohnte der Feier bei und schrieb unter dem Eindruck des erhebenden Vorgangs einen Bericht darüber, in welchem jede Zeile glühende Begeisterung athmete. Der Bericht wurde in 60 000 Exemplaren verbreitet, denn jeder der Festtheilnehmer wollte ihn mit nach Hause nehmen.

Im Februar 1791 siedelte Roland mit seiner Familie nach Paris über. Die Stadt Lyon entsendete den „tugendhaften Roland“ in die verfassunggebende Versammlung, um daselbst ihre Interessen in einer wichtigen Geldangelegenheit zu vertreten. Nur für sehr kurze Zeit lehrte Madame Roland nach dem Clos zurück, und binnen 18 Monaten ward sie nacheinander die Beherrscherin des Ministeriums des Innern, die Beraterin und Wortführerin einer politischen Partei, die Gefangene, welche im Angesicht des Todes mit ruhig-klaarem Geist ihre Memoiren schreibt, das Opfer ihrer Ueberzeugung und der unvermeidlichen, erbitterten Parteikämpfe.

Von dem Augenblick an, wo Madame Roland wieder in Paris lebt, gehört sie mit Leib und Seele der Revolution. Alle Leidenschaft, welche im Grunde ihrer kraftvollen Natur schlummerte und welche bisher nie geweckt worden war, schlägt in hohen Flammen empor und konzentriert sich auf die gewaltigen geschichtlichen Vorgänge, welche sich vor ihren Augen vollziehen. Kühn stürzt sie sich mitten hinein in den Strudel der revolutionären Ereignisse und statt sich von ihnen willenlos treiben zu lassen steuert sie ihr Schiffelein auch gegen den Strom und sucht diesen in eine ihr zusagende Bahn zu lenken.

Kaum daß sie Paris betreten hat, so wohnt sie den Sitzungen der verfassunggebenden Versammlung bei, so eilt sie in die Klubs, um sich mit den hervorragendsten Führern der Bewegung und ihren Zielen vertraut zu machen. Mit kühlem, kritischem Scharfblick beurtheilt sie die Menschen und Vorgänge. Die einen Politiker erscheinen ihr zu ehrgeizig und selbstsüchtig, die anderen zu schwach, energielos und zögernd. Während sich die verfassunggebende Versammlung mit Versuchen erschöpfte, durch eine konstitutionelle Monarchie ein Kompromiß zu Stande zu bringen zwischen der alten und neuen Zeit, zwischen den Vorrechten des Königs, des Adels, der Geistlichkeit und den Interessen des Bürgerthums, erkannte Madame Roland von Anfang an klar, daß die Monarchie und mit ihr der König fallen mußte, sollte die durch die Verhältnisse bedingte Neuordnung

der Dinge verwirklicht werden. „Der Fall des Throns ist in dem Geschick der Reiche im Voraus bestimmt“, sagte sie. „Der König muß abgeurtheilt werden. . . . Es ist grausam zu denken, daß wir nur durch das Blut wiedergeboren werden können.“

Manche der Männer, welche seit dem Anfange der Revolution eine hervorragende Rolle spielten, waren im Kampfe und durch die Riesenanforderungen, welche er an die Leistungen stellte, ermüdet. Sie liefen Gefahr, über den Tagesereignissen und Tageskämpfen das Endziel der revolutionären Bewegung aus dem Auge zu verlieren, über Augenblicks- und Sonderinteressen das dauernde Interesse der Bourgeoisie als Klasse zu vergessen. Madame Roland brachte eine noch ungeschwächte Energie, einen geradezu jugendfrischen Geist mit auf den Kampfplatz. Bei aller Schwärmerei für die Republik der allgemeinen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit besaß sie ein scharfes Verstandniß für die Interessen der Bourgeoisie, und wo die klare Erkenntniß derselben mangelte, machte sich ein stark ausgeprägter Klasseneinstinst geltend. Sie war keineswegs der Typus einer Revolutionärin aus dem Volke, welche durch den Druck unerträglicher Leiden zur Empörerin geschmiedet, in den Kampf getrieben wird. Sie fühlte sich durchaus als Angehörige des „honetten Bürgerthums“, das in wirtschaftlich günstigen Verhältnissen lebte, den Bestand der feudalen Gesellschaftsordnung mit ihren Vorrechten des Adels und der Geistlichkeit und ihren Zunftschranken als Hinderniß empfand seines weiteren wirtschaftlichen Aufschwungs und seiner sozialpolitischen Gleichberechtigung mit den beiden oberen Ständen, denen es sich an wirtschaftlicher Bedeutung und geistig und sittlich überlegen fühlte. Das „Volk“ war für sie ein abstrakter Begriff, der vor der Wirklichkeit wie eine Seifenblase zerplatzte, wenn die Gegensätze zwischen den Interessen der arbeitenden Masse und denen der Bourgeoisie hervortraten. Sobald dies der Fall war, verstand auch Madame Roland unter dem „Volk“ nur noch das durch Besitz und Bildung einflußreiche Bürgerthum, die arbeitende Masse dagegen, welche sie eben noch wegen ihres Eingreifens in die Kämpfe gegen das absolute Königthum überschwenglich verherrlicht hatte, wurde dann zum „mordlüsternen Pöbel“ von Paris.

Nicht daß Madame Roland den Leiden der Armen gleichgiltig gegenüber gestanden hätte, sie besaß aber kein Verstandniß für die Ursachen des Volkselends. Sie meinte, es könne beseitigt werden durch eine papierne Verfassung und durch mit gönnerhaftem Wohlwollen gespendete „Wohlthaten“ der Bourgeoisie. Die Ungleichheit der Stände nach oben erschien ihr empörend, die Ungleichheit zwischen Besitzenden und Besitzlosen nach unten kam ihr gar nicht recht zum Bewußtsein. Sie lebte in dem Wahne, daß die Erklärung der Menschen-

und Bürgerrechte, daß die Aufhebung der Ständeunterschiede und Zunftbestimmungen alle soziale Ungleichheit verwischen und der besitzlosen Menge Brot und Wohlergehen schaffen müsse. Wenn die nothleidende Masse eine drohende Haltung einnahm oder sich erhob, um Brot, bessere Arbeitsbedingungen, Abschaffung des indirekten Wahlsystems u. c. zu fordern, so sah Madame Roland darin nur die Folge „demagogischer Hehereien.“ Und wenn die Kommune von Paris, wenn im Nationalkonvent die Bergpartei zur Linderung der Noth und behufs Abwehr der inneren Feinde der Republik durch zum Theil revolutionäre Maßregeln das bürgerliche Eigenthum antastete, so war dies nach ihrer Auffassung eitel Unordnung und demagogisches Getriebe, veranlaßt durch den Ehrgeiz der Führer der Bergpartei.

So war es nicht zufällig, sondern naturnothwendig, daß sich Madame Roland der Gironde anschloß. Denn in dieser Partei war die nämliche Auffassung der Verhältnisse maßgebend, denn diese Partei vertrat die Interessen der Bourgeoisie. So war es aber auch natürlich, daß Madame Roland in ihren Ueberzeugungen und ihrer Haltung gemäßigter wurde, je mehr im Laufe der Revolution die im Schooße des dritten Standes schlummernden Gegensätze schärfer hervortraten zwischen der Bourgeoisie einerseits und der arbeitenden Masse andererseits, und je mehr sich die letztere durch ihr revolutionäres Eingreifen in die Ereignisse gewisse Konzessionen erzwingen und von den Besitzenden als „begehrlich“ gefürchtet ward.

In den ersten Zeiten nach Madame Roland's Ueberfiedlung nach Paris machten sich diese Gegensätze noch nicht so fühlbar. Noch stand der Kampf gegen die Feudalordnung und das absolute Königthum in dem Vordergrund, noch bedurfte die eigentliche Bourgeoisie des revolutionären Eingreifens der arbeitenden Bevölkerung — zumal derjenigen von Paris — in diesen Kampf. Die Gegensätze zwischen der „Gironde“, als der Partei des honetten Bürgerthums, und dem „Berg“, als der Partei des Kleinbürgerthums und der Arbeiter, hatten sich noch nicht zu jenem erbitterten Ringen zugespielt, welches mit der Vernichtung der Girondisten seinen Abschluß fand. In Roland's Hause verkehrten deshalb anfangs nicht bloß die hervorragendsten Mitglieder der Gironde, sondern auch die Führer der Bergpartei, Robespierre, Danton u. a. m. Nach und nach trat jedoch eine immer schroffer werdende Scheidung zwischen Girondisten und Montagnards (Anhängern des „Bergs“) ein und das Roland'sche Haus blieb nur der Sammelplatz der ersteren.

* Die Partei erhielt ihren Namen nach dem Departement der Gironde, weil ihre bedeutendsten Vertreter aus diesem stammten.

** Die Partei wurde der „Berg“ genannt, weil ihre Mitglieder in den Nationalversammlungen die höchsten Sitze einnahmen.

Abu-Hassan.

Ein Märchen aus dem Russischen.

(Schluß.)

Sie flogen weiter. Und ein neues Bild erschien ihnen. In einem trüben, grauen Nebel breitete sich eine weite Ebene aus, eintönig, flach, von Sümpfen durchzogen. Ein kleines, sich wenig über den Erdboden erhebendes Dörfchen lag wie versteckt zwischen den Sümpfen und unter altersschwachen, schiefstehenden Weiden und dünnästigen, verkümmerten Birken. Hassan sah, wie in diesem Dörfchen Menschen herumgingen, die bleich waren, krank und aufgebunsen, und große Kröpfe hatten. Sie wandelten wie im Traum, oder sie fielen hin und starben wie die Fliegen im Herbst. Hassan sah, wie Särge zum Friedhof unter den dünnästigen, verkümmerten Birken getragen und gefahren wurden, und er hörte, wie Mütter und Frauen, die diese Särge begleiteten, weinten und klagten. Er sah, wie im Straßenkoth Betrunkene lagen, den Schweinen gleich im Morast, und fest wie Todte schliefen.

„Leiden, schweres Leiden bedrückt diese Menschen“, sagte der Engel des Leids. „Sie wandeln durch dunkle, enge, trümmer Gassen, bis die Noth sie auf die große, gerade Straße hinausführt, auf den breiten, hellen Weg. Aber nicht viele von ihnen werden sich hinausfinden. Es sterben die Schwachen und Armen an Geist und Körper. Es bleiben nur die Starken übrig, die reich sind an Sinn und Geist.“

Und der Engel des Leids winkte mit der Hand. Da änderte sich plötzlich das Bild vollständig. Keine Spur mehr von einem Sumpf. Inmitten eines blühenden Thals, das mit Fruchtgärten und üppigen Getreidefeldern bedeckt war, stand eine große, schöne Stadt. Eisenbahnen führten zu ihr, Fabriken standen in großer

Zahl rund herum, und Rauch entstieg den hohen Fabrikschlöten. Man hörte Stimmengewirr, und rasch pulsirendes Leben brauste und toste machtvoll da unten.

„Allah, Allah!“ sprach Hassan, „wie konnte denn das kleine Dörfchen sich in diese große Stadt verwandeln? . . .“

„Noth gebiert Leiden“, sagte der Engel des Leids, „Leiden bringt Wissen, und das Wissen führt den Menschen vorwärts. Noth lehrt Alles!“

„Aber warum denn“, fragte Hassan, „kommen aus diesen mit den hohen Schornsteinen versehenen großen Häusern, von denen das starke Hämmern und Pochen zu uns herüberdönt, Leute, die so bleich und abgezehrt sind? Und die Frauen, welche herauskommen, warum weinen sie denn? Und die Kinder, warum sind sie so mager, warum gehen sie mit gesenktem Haupte einher?“

Aber der Engel des Leids antwortete nichts. Er flog schweigend weiter und Hassan ihm nach.

Längst schon war die lärmende Stadt verschwunden, und noch immer flogen sie vorwärts. In mächtigen Wellen stüthete vor ihnen graues, düsternes Dunkel. Ab und zu fegte ein Windstoß darüber hin, zerriß die schwer lastenden kalten Nebel und trug einzelne Fegen von ihnen hinweg. Dann tauchten hier und da in den hellen Stellen ganze Schaaren auf von schrecklichen, schwarzen Gespenstern. In Haufen, wie Ameisen, wimmelten sie durcheinander, sie bewegten die Hände, drängten sich bald nach einem, bald nach einem anderen Ort, dabei einander stößend und zu Boden werfend. Ein dumpfes, unaufhörliches Brausen tönte von ihnen zu Hassan herüber.

Stärker, in gewaltigeren Stößen blies der Wind, er wurde zu einem Sturm, der heulte und stöhnte, wie rasend die Nebelwellen peitschte, aufwühlte und sie in weite Ferne jagte. Ein unabsehbarer Raum breitete sich vor Hassan aus, ein Raum, der er-

Es war nicht der tugendhafte, aber beschränkte und pedantische Roland, welcher die glänzendsten Geister der Gironde in die kleine, bescheidene Wohnung der Rue Guénégaud zog. Es war seine bedeutende Frau, welche durch Geist und Charakter auch den hervorragenden Zeitgenossen imponierte und bald Sitz und Stimme in den Parteiberathungen der Gironde erhielt. Anfangs hatte Madame Roland stillschweigend — mit Abschreiben oder einer Handarbeit beschäftigt — den Zusammenkünften der Männer beigewohnt. Nach ihrer eigenen Aussage biß sie sich oft die Lippen blutig, um ihre Ansichten zurückzuhalten angesichts des Zögerns und Schwankens, der Energielosigkeit der Freunde und Parteigenossen ihres Mannes. Allmählig trat sie aus ihrer Zurückhaltung heraus, ihre Meinung wurde bald nicht bloß geschätzt, in den meisten Fällen ward sie ausschlaggebend. Die Führer der Gironde schöpften aus dem Verkehr mit der glänzenden Frau Muth und Anregung. An den Flammen der eigenen Begeisterung entfachte sie den schwindenden Enthusiasmus matt werdender Kämpfer stets aufs Neue, sie flößte den Gefinnungsgegnossen ihre Energie ein, ihren felsenfesten Glauben an das erträumte Ideal, sie zeichnete ihnen vielfach die Wege vor, auf denen sie vorwärts schreiten sollten. Aus einer Parteigängerin der Gironde ward Madame Roland zur Beratherin, zur Seele der Partei. Als der Einfluß der Gironde so stark geworden war, daß Ludwig XVI. in der Zeit nach seinem verunglückten Fluchtversuch sich gezwungen sah, drei girondistische Minister zu wählen, wurde Roland mit dem Ministerium des Innern betraut. Wenn ihn seine Partei auf diesen einflußreichen Posten vorschob, so war dafür Roland's Kenntniß der wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes, seine Erfahrung in Finanz- und Verwaltungsfragen nicht mehr maßgebend, als der Hinblick auf die scharfblickende, energische, als Geist und Charakter gleich bedeutende Frau, welche an seiner Seite stand und an all seinen Arbeiten Theil nahm.

(Schluß folgt.)

Hausindustrielle Höllen.

I.

M. Kt. Wie jämmerlich es in dem von kapitalistischen Goldschreibern so hoch gepriesenen „Zeitalter der Sozialreform“ bis zur Stunde um den Schutts von Hunderttausenden armer, unermüdlich schaffender Proletarier vor der Ausbeutungswuth der Kapitalisten bestellt ist, das tritt uns lebendig vor Augen, wenn wir uns mit dem Geschehnisse der in der Hausindustrie thätigen Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigen. Nahezu 99 Prozent aller hausindustriellen Betriebe sind wahre Höllen auf Erden, wo die armen Seelen der Heimarbeiter zur

fällt war mit den nämlichen schwankenden, gespensterhaften Gestalten. Hassan schaute nach rechts und nach links, er blickte nach rückwärts, er schaute nach allen Weltgegenden, und auf allen Seiten und überall huschten die dunklen Gestalten hin und her, bewegten sie sich in dichten Schwärmen, und es schien, als ob des Raumes kein Ende, keine Grenze wäre.

„Das ist mein Reich! Das ist der große Ozean des menschlichen Leids“, sprach der Engel des Leids, und sie ließen sich unbemerkt zu diesem Meer hinab, und das dumpfe Brausen, das aus der Ferne geklungen, verwandelte sich in unbeschreibliches, beäubenbeses Stöhnen, Jammern und Klagen.

Und Hassan sah, wie Väter ihre Kinder tödteten, weil sie nicht sehen wollten, wie diese vor ihren Augen Hungers starben. Er sah, wie Mütter in ihren Armen die verstümmelten, blutüberströmten Leichen der eigenen Töchter trugen. Er sah die verzweifeltsten, erschrockenen Blicke dieser Mütter, welche wahnsinnig waren von dem Schmerz, der auf ihnen lastete.

Er sah, wie Menschen miteinander stritten und einander erschlugen wegen einer Scholle Land, wegen eines Bissens Brot. Er sah, wie Menschen Erde aßen, um nicht Hungers zu sterben — und dennoch Hungers starben. Er hörte von allen Seiten das Klirren der Ketten und sah, wie die gespenstigen Gestalten stöhnten und zitterten unter ihrer Last und sie doch nicht abschütteln konnten.

Der Wind aber brauste über die Menschenmenge und überstörte ihr Jammergeheul und heulte, ächzte, pfiß das traurige Lied:

„Menschliches Leid, o schreckliches Leid!

Du stiehst und wogst, wie das Meer so weit.

Weshalb doch der Welt dies unendliche Leiden?

Das Jammern der Kinder, das Stöhnen der Greisen,

Die Klage der Armen, die Klage der Waisen?“

höheren Ehre des Kapitals so lange geläutert und gereinigt werden, bis Alles, was irdisch war an ihnen, die Kraft ihres Hirns und ihrer fleißigen Hände, sich kristallisiert hat in lauterem Gold. In diesen Höllen sind den Arbeitern und Arbeiterinnen all die Qualen beschieden, die — wie uns die Sagen des grauen Alterthums berichten — über die Geister der Verdammten in der Unterwelt verhängt wurden: die Qualen des Tantalus, des Sisyphus und der Danaiden. Wie Tantalus sehen sie die goldenen Früchte ihrer Arbeit lockend über ihrem Haupte schimmern, aber sobald sie die Hand nach ihnen ausstrecken, schnellen die Zweige zurück, und die Frucht ihres sauren Schweißes verschwindet im Geldsack der Kapitalisten und im Steuerfädel des Staates. Ihre Arbeit ist schwerer als die des Sisyphus, der einen gewaltigen, ihm immer und immer wieder entrollenden Stein auf den Gipfel eines hohen Berges wälzen mußte, und sie ist ebenso hoffnungslos, wie das Wassersichschöpfen der Danaiden mit durchlöchernten Gefäßen. Kaum einer der Heimarbeiter, kaum eine der Heimarbeiterinnen vermag sich in Jahrzehnte langer Mühsal ein sorgenfreies Alter zu schaffen.

In Deutschland allein sind über eine halbe Million Proletarier in der Hausindustrie thätig. Das Gebiet, wo diese ihren Sitz hat, zieht sich durch ganz Mitteldeutschland, durch Theile von Schlesien und Sachsen bis zum Rheinlande hin. Außerdem bilden die Großstädte noch kleinere hausindustrielle Bezirke. Ein Hauptsitz der Hausindustrie ist u. A. Sachsen, wo nahezu die Hälfte aller gewerblichen Arbeiter in der Hausindustrie beschäftigt sind. In Preußen finden wir ausgedehnte Hausindustrie zumal in Schlesien und in der Rheinprovinz. In Schlesien allein arbeiten nahezu 50 000 Hausindustrielle. Kleine hausindustrielle Sondergebiete finden sich außerdem noch hier und da im Norden und Süden Deutschlands. Die Industrien, wo in Deutschland die Heimarbeit eine große Rolle spielt, sind vor Allem die Tabakindustrie, die Textil- und Bekleidungsindustrie mit ihren Unterabtheilungen, der Seiden-, Sammet-, Leinen- und Baumwollweberei, der Nähnerei und Strumpfwirerei.

Grauenhafte Zustände in der Hausindustrie enthüllte der unlängst in Berlin abgehaltene Kongreß der Tabakarbeiter Deutschlands, die zu einem Protest gegen die geplante Tabakfabrikatsteuer und zu einer Bessprechung ihrer Lage zusammengekommen waren. Von welcher Bedeutung die Hausindustrie gerade für die Tabakindustrie ist, erhellt daraus, daß die Berufszählung von 1882 allein 15 068 Heimarbeiter ermittelte. Nahezu zwei Fünftel aller Betriebe sind hier hausindustrielle. In Bremen, einem der Hauptsitze der Tabakindustrie, beschäftigt der einzelne Unternehmer durchschnittlich 13,2 Hausindustrielle. Wie in allen Heimbetrieben spielt die Arbeit der Frauen und Kinder

Und Hassan sah, wie von der Menge sich Gestalten loslösten und sich über diese erhoben. Sie lenkten die Blicke der Menge auf ein schwaches Licht, das kaum bemerkbar am fernen Horizonte schimmerte.

„Das sind Leute“, sagte der Engel des Leids, „die in ihren Herzen die ganze Last der menschlichen Schmerzen empfunden haben und von tiefem Mitgefühl und inniger Liebe zu den Menschen durchdrungen worden sind; Leute, die sich über die Menge erhoben haben und vor sich das Licht der Wahrheit sehen, welche die Erlösung von den Schmerzen bringt. Sie lenken die Blicke der Menschen auf dieses Licht, und — siehe, was die Menschen mit ihnen thun.“

Und Hassan sah, wie die Menge die Wenigen mit Schmutz bewarf, sie steinigte und im Staub mit Füßen trat.

Und der Engel des Leids beschleunigte ihr Verderben.

Die Leute verbrannten und marterten sie. Sie warfen sie in eine große Grube und zerstampften sie, und rother Traubensaft floß aus der Grube, spritzte nach allen Weltgegenden und bespötte die Brust des Engels.

Und Alles, was den Menschen zu ihrem Wohle gegeben worden, dessen bemächtigten sich die Starken der Welt und die Fürsten ihrer Fürsten. Und Hassan sah, wie sie gebieterisch auftraten, mit ihren goldenen Zierrathen prahlend und mit dem Glanze ihrer purpurnen Mäntel. Und er hörte, wie die Erde zitterte und stöhnte unter ihren Füßen; und ein Rauschen ging von ihren Kleidern, wie das Rauschen von vielen Gewässern. Er sah, wie die Starken der Welt stark waren an Gold, und wie die goldenen Kälber auf den Schultern getragen wurden von bleichen, ausgemergelten Männern, Frauen und Kindern. Als er die traurigen, abgekehrten Gesichter sah, suchte Abu-Hassan unwillkürlich im Gürtel

auch in der Tabakbranche eine bedeutende, für die männlichen Arbeiter verhängnisvolle Rolle. Frauen und Kinder setzen der Ausbeutungsmuth des Unternehmertums einen weit geringeren Widerstand entgegen als erwachsene Arbeiter, und so wird ihre Arbeit mit Erfolg gegen die der Männer ausgespielt, sobald es sich um eine Herabsetzung der ohnehin schon jämmerlichen Löhne handelt. Der Umstand trägt viel dazu bei, daß sich die Lage der Tabakarbeiter und ihrer Familien mehr und mehr verschlimmert. In einer Enquete, welche der Verein für Sozialpolitik vor längerer Zeit veranstaltete, werden die Löhne der hausindustriellen Tabakarbeiter trotzdem noch als solche bezeichnet, welche für den Unterhalt des Arbeiters ausreichen. Wir wollen durch etliche thatsächliche Angaben dieses „Ausreichen“ in die richtige Beleuchtung rücken. Beispielsweise verdient in Zeitz eine Familie von vier bis fünf Personen ganze 23—24 Mk. pro Woche. In Nordhausen vermag es ein einzelner Arbeiter, mit Aufbietung aller Kraft, auf 10—12 Mk. Wochenverdienst zu bringen. Auf dem Berliner Kongreß der Tabakarbeiter wurde von Delegirten festgestellt, daß der wöchentliche Verdienst beträgt: in Baden 9—12 Mk., in Delitzsch 15 Mk., in Seesen 9 Mk., in Ohlau 7—8 Mk., in Oppeln für Männer 8 Mk., für Frauen 5 Mk., auf dem Eichsfelde 6 Mk. Berücksichtigt muß hierbei werden, daß dieser Verdienst in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle von vier bis fünf Familiengliedern zusammen erzielt wird und dies bei einer durchschnittlichen täglichen Arbeitszeit von 15 Stunden.

Der Tagesverdienst, welcher auf den Kopf der Arbeiterfamilie entfällt, ist geradezu hohnvoll gering und bedingt ein wahres Hungerleben. Die trostlose Lage der Tabakarbeiter und Arbeiterinnen wurde auf dem Berliner Kongreß des Weiteren durch den Hinweis auf die Thatsache illustriert, daß die Hausindustriellen in vielen Bezirken, so z. B. im Badischen, in Seesen, in ganz Westfalen u. s. w. gezwungen sind, als Landarbeiter Beschäftigung zu suchen, um den Fehlbetrag zwischen ihrem Arbeitslohn und der zum allerbescheidensten Lebensunterhalt erforderlichen Summe aufzubringen. In diesen Gegenden sind die Frauen natürlich doppelt und dreifach mit Arbeit belastet, denn auf ihren Schultern ruht neben der Berufsarbeit noch ein guter Theil der Landarbeit und die Versorgung der Hauswirtschaft. Aus Nordhausen wurde berichtet, daß dort in manchen Familien der Mann tagsüber am Kolltisch säße und des Nachts als Kellner arbeite. Aber sogar dort, wo Nebenverdienst möglich ist, ist die Lebenshaltung der Tabakarbeiterfamilien eine unglaublich niedrige. Kartoffeln und Salz, Kartoffeln und Hering, Kartoffeln mit Leinöl, das ist in manchen Gegenden die fast ausschließliche Nahrung dieser Arbeiter. In Westfalen wird das Kraut der als Viehfutter bestimmten Rüben einge-

macht und im Winter nicht etwa dem Vieh gegeben, sondern von den hungernden Hausarbeitern und ihren Familien verzehrt.

Ueber alle Begriffe scheußlich sind die Wohnungszustände: die hausindustrielle Tabakarbeiterschaft lebt zum großen Theil in feuchten, niedrigen Höhlen, in denen jeder Gegenstand von Tabaksgeruch durchtränkt ist, die oft nur mit hölzernen Böden statt mit Fensterrahmen versehen sind. Wie bürgerliche Nationalökonomien glauben machen möchten, wäre das Familienleben der Heimarbeiter dadurch vor dem aller anderen Proletariat auszeichnet, daß es in Folge des Zusammenarbeitens aller Familienglieder im „trauten Heim“ ein besonders inniges sei. Von dieser „Innigkeit“ kann man sich leicht eine Vorstellung machen, wenn man das erste beste westfälische oder Bremer Zigarrenarbeiterheim aufsucht. Hier vegetiren Mann, Frau und Kinder ihr ganzes Leben bei harter, ungesunder Arbeit in einem einzigen engen, dumpfen Raum, oft noch in trauter Gemeinschaft mit Schweinen, Hühnern, Gänzen und anderen Thieren. Was das Familienleben an „Innigkeit“ und „sittlichem Gehalt“ gewinnt durch dieses Zusammengepferchtsein bei Tag und Nacht von Personen jeden Alters und jeden Geschlechts, das vermag man nur durch die Brille des profitstüchtigen Unternehmertums zu entdecken.

Obgleich die Beschäftigung der Tabakarbeiter und Arbeiterinnen als „leicht“ gilt, ist sie doch in gesundheitlicher Beziehung von äußerst schädlichen Folgen begleitet. Die Gesundheit der Tabakarbeiter und Arbeiterinnen leidet wie die aller Hausindustriellen durch die Beschaffenheit der Arbeitsräume, die in unzähligen Fällen gleichzeitig noch als Wohn-, Koch- und Schlafräume dienen müssen. Auch die sitzende, ungesunde Lebensweise theilt der Tabakarbeiter mit den meisten anderen Heimarbeitern. Er leidet aber außerdem noch unter anderen gesundheitschädlichen Einflüssen, die mit seiner Beschäftigung verbunden sind. Es sind dies die Einwirkung des Staubes und der nikotingeschwängerten Ausdünstung des Arbeitsmaterials. Die Statistik hat festgestellt, daß die Erkrankungs Häufigkeit der Tabakarbeiter und ihrer Familien noch einmal so häufig ist, als die aller anderen Arbeiter. Nur fünf Prozent der Tabakarbeiter und Arbeiterinnen erreichen ein Alter von über 50 Jahren. Ihr schlechter Gesundheitszustand, ihr früher Tod wird außer den erwähnten Umständen bedingt durch die ganz erbärmliche Ernährungsweise, zu welcher sie in Folge ihres Spottverdienstes verurtheilt sind. Fast alle Tabakarbeiter und Arbeiterinnen leiden an Verdauungsschwäche und den mit ihr zusammenhängenden Uebeln, und geradezu fürchterlich haust die Schwindsucht unter ihnen, Männer, Frauen und Kinder jeden Alters dahintrassend. Die gesundheitlichen Schädigungen machen bei der eigentlichen Tabakarbeiterschaft nicht Halt, sie erstrecken sich auch auf deren Nachkommen.

nach seiner Geldbörse. Er fand sie. Die Geldbörse verwandelte sich in einen großen Sack voll Zechinen. Hassan schöpfte mit vollen Händen in ihr und warf das Gold unter die Menge.

Gierig stürzte sich diese auf das Gold; Gestalten, bleich, abgezehrt, hungrigen Thieren gleich, fingen es auf, rissen es einander aus den Händen, und der, welcher mehr aufgefangen hatte, als die übrigen, kletterte auf die Anderen und wurde selbst zu einem goldenen Kalb.

In einem Nu war die Geldbörse geleert, und genau ebenso groß als früher war die unendliche Menge der Hungrigen und Nothleidenden, welche an Hassan vorüber zog. Genau ebenso wie vorher beugte sie sich unter dem Druck der Arbeit und des Leidens, und es gab der Unterdrückten und Leidenden kein Ende. Hassan ließ die Hände sinken.

„Allah!“ sagte er. „Giebt es denn gar keinen Ausweg, und müssen denn die Einen oben sein, die Anderen aber unten?“

„Noch ist die Zeit der großen Ernte nicht gekommen“, sprach der Engel des Leids. „Noch lange werden die Wellen des menschlichen Leides sich über die Erde ergießen, und nicht bald werden die Menschen seinen Sinn erfassen. Noch lange werde ich meines schweren Amtes waltend müssen. Wohl wird der Druck leichter werden, aber die Menschen werden ihn mehr fühlen, und je unerträglicher ihr Schmerz wird, je lauter ihr Jammern und Stöhnen tönt, um so schneller und sicherer gelangen sie zur Erkenntniß, und die Erkenntniß wird sie von allen ihren Leiden befreien! So schlafe denn ruhig, Hassan, Du Trost der Menschenwelt. Thue Gutes und liebe die Menschen; aber auch wenn die Steine Deines Hauses zu Staub würden und jedes Stäubchen zu Bergen Gold, auch dann hättest Du damit den Schmerzensweg der Menschheit nicht zu pflastern und leichter zu gestalten vermocht, auch dann hättest

Du den menschlichen Schmerz und seine Folgen nicht aus der Welt geschafft.“

Und der Engel des Leids winkte mit der Hand, und bei seiner Bewegung stürzte Hassan in einen ungeheuren Abgrund, der ganz erfüllt war mit ächzenden, wimmernden, verwundeten und zer Schlagenden Gestalten, wie er sie eben gesehen. Sie waren über und über mit Blut bedeckt, klirrten mit den Ketten und streckten ihm hilfesuchend die langen, knöchernen Finger entgegen. Unter Geschrei, Sehen und Lachen drehen sie sich um Hassan und jagten ihm nach. Dieser flog gerade hinunter, auf den Punkt zu, wo hell eine rothe Flamme leuchtete. Tiefer und tiefer stürzte er hinab, lauter und lauter ward das Geschrei, das ihm entgegen tönte. Die Flamme blendete ihn mit einem unerträglichen Glanze. Entsetzt riß er die Augen weit auf und schloß sie gleich wieder.

Die Strahlen der aufgehenden Sonne fielen Hassan voll ins Gesicht. Sie schien durch das Fenster, aus dem er Nachts hinausgeflogen war. Und er lag in seinem Bette, auf dem Hofe aber wartete schon längst eine neue Karawane, und die Kamelle stießen einander und schrien fürchterlich.

„Allah, Allah!“ sprach Hassan, „welchen Unsinn kann der Mensch nicht manchmal träumen! Und alles deshalb, weil ich gestern Abends zu viel Meisbrot mit Datteln von Damaskus gegessen habe.“

Rasch sprang er von seinem Lager, machte die Fußwaschung, kniete auf dem Teppich nieder, und von dem Glanz der aufgehenden Sonne geblendet murmelte er, seinen Rosenkranz abbetend:

„Es giebt keinen Gott, außer Gott, und Muhamed ist sein Prophet! Er ist allwissend! Er sagte: Wische ab die Thränen der Witwe, hilf dem Unvermögenden, sättige den Hungernden, stille den Durst des Dürstenden.“

Nahezu die Hälfte aller Kinder von Zigarrenarbeitern sterben früh. Im Badischen war die Sterblichkeitsziffer dieser Kinder noch um 15 Prozent höher als die aller anderen Arbeiterkinder. Verursacht wird diese furchtbare Erscheinung durch schlechte Ernährung, mangelnde Pflege, eine im zartesten Alter beginnende Ausbeutung und die erbliche Belastung. Die schwächlichen, schwindelhaften Tabakarbeiter und -Arbeiterinnen können unmöglich gesunde, kräftige Kinder haben. Die in Fabriken thätigen Tabakarbeiter haben schwer zu leiden unter der Konkurrenz der Heimarbeit, zu der die billigen Arbeitskräfte der Frauen und Kinder in unbeschränktem Maße herangezogen werden können. Die Heimarbeiter aber seufzen ihrerseits wieder unter der fluchwürdigen Schmutzkonkurrenz der Zuchthausarbeit. In einzelnen Bezirken, so z. B. in und um Heilbronn haben die reichen Ausbeuter es gegenwärtig glücklich so weit gebracht, daß die Löhne der „freien“ Arbeiter niedriger sind, als die im Zuchthause gezahlten, so daß hier vor einer Konkurrenz der Sträflingsarbeit nicht mehr die Rede sein kann.

Auch die in den Hilfsgewerben der Tabakindustrie beschäftigten Arbeiter, die Kistenmacher, Bandweber u. s. w., sind zum großen Theil Heimarbeiter. Nach Angaben von Unternehmern soll der Wochenlohn der in der Barmer Zigarrenbandweberei beschäftigten Arbeiter 21 Mk. im Durchschnitt betragen. Den Arbeitern selbst ist von einem so hohen Verdienst nichts bekannt. Sie müssen zur Erzielung eines weit geringeren Lohnes nicht nur ihre eigenen Kräfte aufs Alleräußerste anspannen, sondern auch die ihrer Frau und ihrer Kinder, deren Zahl oft nicht klein ist. Im Punkte ihrer Erwerbsverhältnisse sind sie nicht günstiger gestellt als die Tabakarbeiter.

In Anbetracht dieser Zustände ist es kein Wunder, daß die in Berlin versammelten Delegirten der Tabakarbeiter in flammenden Worten ihrer Erbitterung Luft machten über die schmachvolle Ausbeutung ihrer Berufsgenossen daheim und in der Fabrik. Jetzt schon ist der bittere Mangel ein ständiger Gast im Heim der Tabakarbeiter und -Arbeiterinnen. Wie unsäglich elend müssen sich erst ihre Lebensverhältnisse gestalten, wenn ihre Arbeitsverhältnisse noch schlechtere werden in Folge der Einführung der geplanten Tabaksteuer! Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen der Tabakindustrie werden dann brotlos aufs Pflaster fliegen und durch ihre Konkurrenz den Verdienst der noch beschäftigten Kameraden drücken. Arbeitslosigkeit und Hungersnoth werden ihren Einzug halten in das Tabakarbeiterheim, in dem es schon jetzt trübe genug aussah. Was wird dann aus all den schwindelhaften Männern, ihren abgehärmten, entkräfteten Frauen, ihren siechen Kindern, den dem heutigen kapitalistischen System zwiefach Geopfertem?

Daß die Tabakarbeiter und -Arbeiterinnen von der bürgerlichen Gesellschaft keine Hilfe zu erwarten haben, ist einem großen Theil von ihnen bereits heute klar. Den Uebrigen wird dies mit der wachsenden Noth der Zeit gleichfalls zum Bewußtsein gelangen. In richtiger Schlussfolgerung, von der Macht der That sachen getrieben, werden sie dann ihre und ihrer Klasse Befreiung aus leiblichem und geistigem Elend suchen in dem opfermüthigen Eintreten für die Bestrebungen der internationalen Sozialdemokratie. Denn diese allein vertritt gegenüber der kapitalistischen Gesellschaft die Interessen aller Ausgebeuteten und sozial Zurückgebliebenen.

Oesterreichische Justiz.

Holzinger hat wieder ein Opfer. Zahllos sind die zu Grunde gerichteten Existenzen, unzählig darum die Verwünschungen und Thränen, die mit seinem Namen verknüpft sind. Als in den achtziger Jahren das Ausnahmegegesetz mit bleierner Schwere auf Oesterreich lastete, wurde der Name Holzinger berüchtigt. Denn sein Träger war ausgetreten, der Henker der freiheitlichen Bestrebungen des Proletariats, der Sozialdemokratie zu werden. Und rücksichtslos waltete er seines Amtes. Er schickte die armen Opfer in den Kerker und wüthete gegen Alle, die ihm als „staatsgefährlich“ überliefert wurden. In seinen Urtheilen war keine Spur zu finden der christlichen Menschenliebe, die in salbungsvollen Worten von den Lippen der Leute seines Schlages zu fließen pflegt. Das Ausnahmegegesetz, das Ausnahmegericht ist überwunden; den ausgestandenen Verfolgungen zum Hohn lebt die österreichische Sozialdemokratie kräftiger als je zuvor. Diese unbestreitbare Thatsache zehrt an der Holzingersippe, und sie lauert, ob nicht ab und zu ein Nachspiel zu der großen Wärgszeit in Szene gesetzt werden kann. Natürlich ist es ihr ein besonderer Greuel, daß sich die proletarischen Frauen Oesterreichs mit Begeisterung an die Sozialdemokratie anschließen. Und so nahm die Holzingersippe die Gelegenheit wahr, an ihnen ihr Müthchen zu kühlen. Die Wahlrechtsbewegung in Oesterreich wurde von den arbeitenden Frauen und Mädchen mit Begeisterung begrüßt,

auch sie traten ein in den Kampf.* Am 1. Oktober 1893 tagte in der Penzinger Au bei Wien eine Arbeiterinnen-Versammlung unter freiem Himmel, bei welcher über „Die Stellung der Arbeiterinnen zum allgemeinen und direkten Wahlrecht“ gesprochen wurde. Die 20jährige Genossin Charlotte Glas referirte bei sehr stürmischem Wetter. In ihrer wahrhaft glänzenden Rede erörterte sie u. A. die jetzige Zusammensetzung des österreichischen Parlaments. Sie zählte dabei die verschiedenen Berufsarten auf, welchen die Mitglieder des Herrenhauses und die des Abgeordnetenhauses angehören und rief schließlich aus: „Haben denn die **Erzherzöge**, Grafen, Barone, feudalen Großgrundbesitzer u. u. ein besseres Herz als wir, daß sie sich Volksvertreter nennen, während man uns das Recht, Vertreter zu wählen, abspricht?“

Der herrschende heftige Sturm machte viele Sätze der Referentin unverständlich und unzusammenhängend. Zwei Polizeikommissare, welche die Versammlung überwachten, behaupteten nun in ihrem Bericht, Genossin Glas habe gesagt: „Die **Erzherzöge** haben ein **schlechteres Herz** als das Volk.“ Diese Stelle der Rede wurde inkriminirt, da durch sie eine „Verletzung der Ehrfurcht vor Mitgliedern des Kaiserhauses begangen sei“.

In der nämlichen Versammlung sprach nebst anderen Genossinnen die 17jährige Genossin Amalie Ryba, bekannt aus dem siegreichen Streik der Wiener Appreturarbeiterinnen. Im Verlauf ihrer Rede sagte Genossin Ryba: „Revolutionär ist der Grundgedanke der Sozialdemokratie, aber nicht revolutionär im **Polizeisinn**, nicht wie es die hohe Regierung meint, aber revolutionär, um unsere Rechte zu erobern, die belgischen Genossen sind uns ein Beispiel.“ Auch diese Stelle wurde inkriminirt, als Aufforderung zu ungesetzmäßigen Handlungen. (Obwohl in Belgien nicht die Arbeiter die Gesetze verletzten, sondern die Polizei.) Genossin Ryba war außerdem noch wegen zweier anderer Vergehen angeklagt, nämlich wegen Beleidigung des Abgeordnetenhauses und wegen Beleidigung öffentlicher Behörden, des ersten Vergehens sollte sie sich in einer Volksversammlung, des zweiten in einer Dienstabordnetenversammlung schuldig gemacht haben. Donnerstag den 4. Januar fand die Verhandlung gegen beide Genossinnen zusammen statt. Als öffentlicher Ankläger fungirte der Staatsanwalt-Substitut Baron Drechsler, die Verteidigung führte Dr. Karl Ornstein. Viele Parteigenossen und Genossinnen hatten sich zu den Verhandlungen eingefunden und füllten den Saal. Baron Drechsler beantragte jedoch die geheime Durchführung des Verfahrens. Die angebliche „Majestätsbeleidigung“, die in der Penzinger Au vor Tausenden begangen worden sein sollte, durfte nicht vor Hunderten wiederholt werden! Vier Polizeibeamte wurden von der Staatsbehörde als Zeugen gegen die angeklagten Genossinnen angeordnet. In der Angelegenheit Ryba sagten alle vier belastend aus, doch gegen Genossin Glas trat nur einer von ihnen als Belastungszeuge auf.

Der Polizeikommissar, welcher der Rednerin näher saß, sagte der Wahrheit gemäß aus, er habe in Folge des Sturmes den Zusammenhang der Rede nicht gehört; sein entfernter sitzender Kollege erklärte dagegen mit Bestimmtheit, die inkriminirte Stelle sei gesprochen worden und hielt seine frühere diesbezügliche Angabe aufrecht. Nun wurden sieben Entlastungszeugen vorgelassen, welche sämmtlich die angebliche Beleidigung nicht gehört hatten. Die Vorsitzende der Penzinger Versammlung, welche Genossin Glas zunächst gefessen und ihre Ausführungen am deutlichsten gehört hatte, bezeugte mit aller Bestimmtheit, daß die inkriminirte Stelle so gelaute habe, wie wir sie weiter oben zitierten. Aber was nützt die beste Verteidigung, wenn Holzinger das Bedürfnis fühlt, gegen ein Mitglied der Sozialdemokratie ein Urtheil aussprechen zu lassen. Drechsler und Holzinger, sie waren einig, und beide Genossinnen wurden schuldig erklärt.

Genossin Ryba wurde zu drei Wochen Arrest verurtheilt und Charlotte Glas zu vier Monaten Kerker.

Es ist gesehen! Die Aera Windischgrätz fordert und hat bereits ihre Opfer. Doch unsere Genossinnen und Genossen werden sich durch diese grausame Härte nicht abschrecken lassen, die gesammte österreichische Sozialdemokratie wird dem Sturm der Reaktion Stand halten und sich nicht beugen, trotz alledem und alledem.

Die Opfer der Holzingerschen Klassenjustiz sind sich bewußt, daß sie für eine heilige Sache leiden, und diese Ueberzeugung macht sie stark. Ein Märtyrer für die Sache des Proletariats bringt der sozialdemokratischen Bewegung ungezählte neue Streiter und Streiterinnen. Die Urtheile des Holzinger öffnen auch den Blindesten die

* Siehe Nr. 16 der „Gleichheit“, 9. August 1893.

Augen, so daß sie das verrottete System erkennen, das in Oesterreich herrscht, und sich zusammenschließen, um endlich, endlich den Feinden des Volkes und seiner Befreiung die Rechnung zu präsentieren. †††

Im Anschluß an die obenstehende Korrespondenz lassen wir die Ausführungen folgen, welche unser ausgezeichnetes österreichisches Bruderorgan, die „Wiener Arbeiter-Zeitung“ zur Verurteilung der Genossin Glas machte. Diese Ausführungen charakterisieren in lichtvoller Weise die Bedingungen, unter denen unsere österreichischen Genossinnen zu kämpfen haben. Sie lauten: „Herr Ritter von Holzinger hat seiner Karriere wieder einmal einen Justizmord geleistet. Die Verurteilung der Genossin Glas ist ein neuer Stoß, welchen dieser Herr der Rechtssicherheit in Oesterreich versetzt. Er hat es bereits zu Wege gebracht, daß das Vertrauen in die Justiz nicht etwa nur bei den Arbeitern, sondern bei allen Klassen der Bevölkerung im raschen Schwinden begriffen ist, daß Jedermann weiß, daß ein politischer Prozeß, bei dem Holzinger präsidiert, entschieden ist, bevor die Verhandlung begonnen.“

Es muß einmal offen herausgesagt werden, wer dieser Holzinger ist, da es scheint, daß es in maßgebenden Kreisen unbekannt ist, was die wohlunterrichtete öffentliche Meinung über ihn urtheilt. O, wir wissen, der Mann hat Verdienste: er hat als Präsident des Ausnahmengerichtshofes mit kaltblütiger Grausamkeit das Verurteilungsgeheiß befohlen und dabei den Lockspitzeln des Frankl die Mauer gemacht; er hat den verhassten Schönerer zu Fall gebracht, indem er dessen dummen Streich zu einem Verbrechen umurtheilte; er versteht es vortrefflich, heikle Prozesse „diskret“ zu führen; er ist überhaupt ein Beamter, der brauchbar, zu Allem brauchbar ist.

Aber ist denn wirklich das Interesse des Staates, daß unbequeme Menschen beseitigt werden, so groß, daß ihm selbst um den Preis der schwersten Verletzung des öffentlichen Rechtsgesetzes genügen muß? Meint man die Sicherheit des Staates wirklich zu fördern, wenn an Stelle der Ehrfurcht vor dem Richter die Furcht vor dem Henker tritt??

Der Fall Glas ist nicht der schwerste, der auf dem Gewissen Holzingers lasten würde, wenn er eines hätte. Aber dieser Fall zeichnet sich aus durch die seltene Klarheit und objektive Gewißheit der Unschuld der Verurteilten und durch die kalte Rohheit des Urtheils. Die Sozialdemokraten heulen nicht, wenn sie verurtheilt werden, wo sie im Bewußtsein ihres guten Rechtes irgend einen Paragraphen des Gesetzes übertreten haben, was oft nicht zu vermeiden ist; und wenn einer von uns aus Unvorsichtigkeit etwa oder gar aus Renommisterei sich Abstrafungen zuzieht, so erfährt weit eher er Tadel aus den Reihen der Genossen als der Richter, der seiner Amtspflicht, wie wir sehr wohl wissen, rücksichtslos genügen muß. Wenn aber, wie im Falle der Genossin Glas, die Unschuld auf der Hand liegt, ein Schuldbeweis nicht einmal dem voreingenommensten Richter glaubhaft sein kann, wenn der Richter nicht seiner wenn auch noch so harten Amtspflicht, sondern lediglich seinem Bedürfnis nach Befriedigung der Grausamkeit und nach Karriere genügt, dann muß Jedermann empört aufschreien.

Gegen die Genossin Glas zeugte eine Relation, die eingestandenermaßen von zwei Polizisten nach der Versammlung zusammengeflüstert worden. Nur einer dieser Polizei-Kommissäre behauptet den inkriminierten Satz gehört zu haben; der zweite weiß nur, daß die zwei Worte „Erzherzöge“ und „Herz“ gefallen sind, aber er kann den Zusammenhang nicht angeben. Dieser Zusammenhang wurde ganz ungezwungen und sinngemäß von der Angeklagten hergestellt, während der inkriminierte Satz an dieser Stelle geradezu sinnlos wäre. Drei weitere Zeugen konstatierten, daß jener Satz nicht gesprochen wurde — trotzdem Verurteilung, trotzdem vier Monate Kerker für ein harmloses Mädchen von zwanzig Jahren, eine Strafe, die eine empörende Rohheit wäre, selbst wenn der verbrecherische Satz von ihr wirklich gesprochen worden wäre.

Genossin Glas hat aber jenen Satz nicht gesprochen; sie wurde unschuldig verurtheilt, und Herr Holzinger weiß, daß er eine Unschuldige verurtheilt hat.

Das Obergericht wird dieses Urtheil kassiren, denn Duzende von Zeugen stehen zur Verfügung, die zu beiden in der Lage sind, daß jener Satz in der That nicht gesprochen wurde.

Verurtheilt aber bleibt unter allen Umständen Herr Holzinger; geschädigt bleibt die Rechtssicherheit der Staatsbürger und die Achtung vor der Justiz in Oesterreich. Das Unheil, das ein „Richter“ wie Holzinger anrichtet, beschränkt sich keineswegs auf die Opfer seiner eigenen Urtheile. Er steigt unaufhaltsam empor auf der Rangleiter und darum macht er Schule. Seine Kollegen wissen, was sie von ihm zu halten haben, aber sie wollen vorwärts kommen; sie beißen die Zähne zusammen, sie schlucken die Verachtung hinunter; sie schwingen

sich auf zur Selbstverachtung und sie folgen ihm nach. Der Name Holzinger bedeutet für die österreichische Justiz die Herrschaft der glatten Routine und des brutalen Zynismus. Wir meinen, daß es hohe Zeit sei, daß das auch öffentlich ausgesprochen werde, was seit längst Alle wissen, die sich um die Rechtspflege in Oesterreich kümmern.“

O leg' Dein Ohr ans Herz der Welt!

Von Maurice R. v. Stein.

O leg' Dein Ohr ans Herz der Welt
Und lausche auf sein Klopfen!
Horch, wenn Gewitterregen fällt,
Ist's nicht wie Thränentropfen?
Ist's nicht, wenn leis ein Windhauch streift
Durch die entlaubten Bäume,
Als wenn ein Schmerzensseufzer greift
Die Harfe Deiner Träume?!

O leg' Dein Ohr ans Herz der Welt!
Hörst Du ein banges Schlagen?
Hörst bringen Du ans Sternenzelt
Der Menschheit laute Klagen?
Ist's nicht, wenn ferner Donner rollt
Hin über Bergespitzen,
Als wenn der Geist der Menschheit grollt; —
Wann wird es endlich blihen?

O leg' Dein Ohr ans Herz der Welt!
Schau, es will Frühling werden!
Horch, wie es klingt durch Wald und Feld,
Horch, wie es jauchzt auf Erden!
Ist's nicht, wenn der Feind den Einzug hält
Mit seinen Jubelchören,
Nicht auch, als wär' in aller Welt
Ein Freiheitslied zu hören?

O leg' Dein Ohr ans Herz der Welt!
Hörst Du es fiebernd pochen?
Der Alp, der sie gefangen hält,
Einst wird er doch gebrochen!
Einst wird man noch in Sturm und Wind
Den Melodien lauschen,
Die groß und allgewaltig sind,
Gleich wie des Meeres Rauschen.

Kleine Nachrichten.

Ein neuer Vers zum alten Lied von der Ausbeutung weiblicher Arbeitskraft. In den Wäschereien und Plättereien zu Kiel sind die schamlosesten Arbeitsverhältnisse die Regel. In einer Wäsch- und Plättanstalt in der Brunsbüttel müssen die Arbeiterinnen von früh 6 bis Nachts 12 Uhr schaffen, also 18 Stunden pro Tag. Die gefeßlich bestimmte Frühstück-, Mittags- und Vesperpause wird so und so oft nicht eingehalten. An Sonn- und Festtagen muß gearbeitet werden. Die durchschnittliche Arbeitszeit stellt sich pro Woche auf 110—120 Stunden. Der Lohn für diese übermäßige, unmenschliche Arbeit beträgt wöchentlich 5—12 Mark ohne Beköstigung oder 1—4 Mark mit Beköstigung. Wir enthalten uns jedes Kommentars, denn es würde nur die Wucht der für sich selbst sprechenden Thatfachen abschwächen.

An die Parteigenossinnen und Parteigenossen in Schlesien.

Der ihr zugegangenen Aufforderung entsprechend, sendet die Berliner Frauen-Agitations-Kommission Anfangs Februar eine Referentin nach verschiedenen Orten Schlesiens. Die erste der geplanten Versammlungen findet am 4. Februar in Sagan statt. Um nun die Agitationstour von vornherein mit möglicher Ersparniß an Zeit und Kosten organisiren zu können, ersucht die Kommission die Genossinnen und Genossen der schlesischen Orte, wo eine Referentin gewünscht wird, sich unverzüglich und jedenfalls vor dem angegebenen Datum mit ihr ins Einvernehmen zu setzen.

Mit sozialdemokratischem Gruß

Die Frauen-Agitations-Kommission zu Berlin.

Zuschriften sind zu richten an

Frau Bengels, Fruchtstraße 80, Quergebäude, 2 Treppen, Berlin O.

Ankündigung.

Zu Agitationszwecken durch die Genossin Ihrer von den Frankfurter Genossinnen 10 Mark erhalten zu haben, bescheinigt dankend

Die Berliner Frauen-Agitations-Kommission.